Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 25

Artikel: Die Grasburg in Sage und Geschichte

Autor: Schwarz, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638020

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

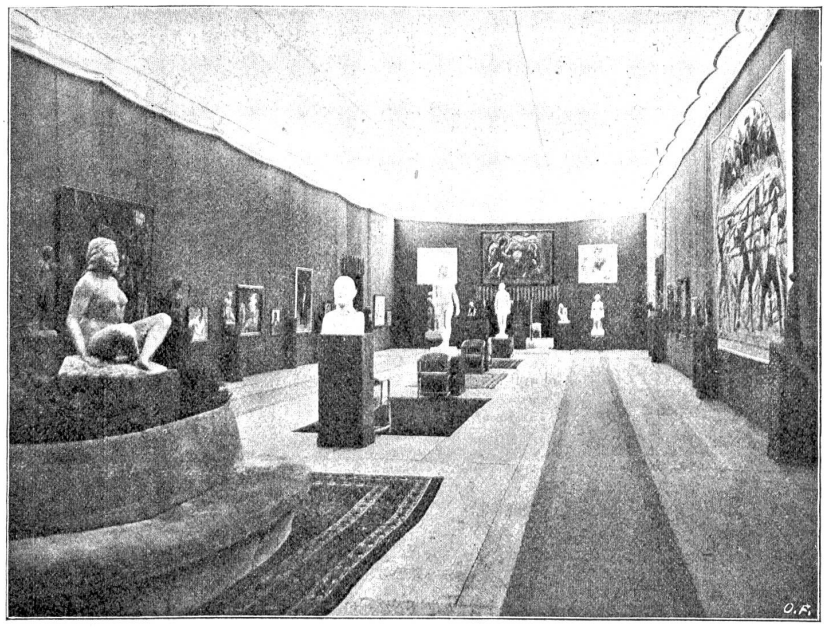
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ecken hitzigen Diskussionen rief, wird man sich um die heutige Ausstellung lange nicht so zanken. Das liegt einmal am Besucher selbst. Nicht weil wir der Meinung sind, die vielen Tausende, die über die frühere Ausstellung empört waren, hätten sich nun wesentlich anders zur Kunst eingestellt. Aber sicher überwiegt heute das Denken an den Krieg alles andere; wer Sonntags nach Zürich kommt und über die Limmatbrücke wandert, während die Zeitungsauskäufer die Extrablätter und die neuesten Nachrichten ausrufen, der wird ganz in das Zeitungspapier vertieft an den unscheinbaren Baracken vorüberwandern; und wenn ihn nicht die paar flatternden Fahnen in den Zürcher- und Schweizerfarben zwingen, den Nächsten zu fragen, was da eigentlich los sei, so wird er kaum erfahren, daß hier die 13. Schweizer. Kunstausstellung dem Schweizervolke zeigen will, was seine Söhne an Schönheit geschaffen haben. In Bern war das ja anders. Wer an die Landesausstellung kam, hielt sich verpflichtet, alle Hallen zu besuchen. Neben der Fischereihalle und der Mostwirtschaft ging man da eben auch einmal in die Kunstausstellung; das gehörte zum Programm. Man mußte das gesehen haben, wenn man daheim erzählen wollte, man sei auch in Bern gewesen. Zweifellos kamen so viele Leute in die Halle der schönen Künste, die in keinem guten Verhältnis standen zur Kunst, denen die Kunst nichts zu sagen hatte, weil in ihnen nichts zu wecken war; und weil in den andern Hallen die Aussteller absichtlich darauf hingearbeitet hatten, in den Augen der Besucher gut dazustehen, weil sie alle das Publikum mehr oder weniger eingeladen hatten, seinen Richterspruch zu fällen über die geleistete Arbeit, so hielt sich dieses Publikum auch verpflichtet, über die Arbeit der Künstler seine Meinung abzugeben, so gut wie über die Lokomotiven und die Schneidereiarbeiten, die man anderswo zu sehen bekam. In Zürich ist das nun wesentlich anders. Es werden nicht viele in die Ausstellungshallen hineingehen, einfach nur um die Neugier zu befriedigen, oder weil man das gesehen haben muß, wenn man auf gesellschaftliche Bildung Anspruch haben will. Ausgeschlossen sind solche Käuze ja natürlich nicht; man kann hier niemanden auf Herz und Nieren prüfen und das Bildungsphilistertum ist oft schwer genug zu erkennen. Für die ruhige Entwicklung unserer Kunst ist es aber entschieden besser, daß nur die in die Ausstellung gehen, die zunächst nicht sich selbst, sondern den Künstler hören wollen, die einigermaßen das unbequeme Ding Anspruch und Bedürfnis in sich fühlen.



XIII. Schweiz. Kunstausstellung in Zürich 1917: Der Hauptsaal (Blick nach Süden)

Dann aber haben auch die Künstler dafür gesorgt, daß die Ausstellung nicht eine Angelegenheit des lauten Marktes werde. Man trifft in dieser Ausstellung, in gutem und in bösem, viel weniger Werke, die einem aufregen, die zum Widerspruch auffordern durch eine oft absichtlich betonte Eigenart, die dem Wesen des betreffenden Künstlers vielleicht gar nicht entspricht. Sieht man von Hodler ab, den viele heute nicht mehr als Problem fühlen, läßt man dann Maurice Barraud zur Seite, dann bleibt wirklich nicht mehr viel übrig, über das man sich im Ernste streiten könnte. Das Wandern durch die Ausstellung zeigt vielmehr, daß überall ein sehr guter Durchschnitt vorherrscht, aber gerade das tut einem einmal wohl. Man spürt eine nicht nur vorgespielte, sondern wirkliche Ehrlichkeit aus den Arbeiten der Künstler heraus. Man scheint sich zu besinnen, daß eine Problemlösung nicht durch ihre Aufdringlichkeit, sondern durch ihre innere Ueberzeugungskraft und Geschlossenheit gewinnt.

Die Werke haben es aber auch gar nicht nötig, zu schreien. In Bern mußten sie das. Da war alles ineinandergeschachtelt, zwei, drei Bilder übereinander, die einander weh tun mußten. Das wurde erzwungen durch die Fülle der Bilder. Man ging in der Annahme zu weit. Heute hat jeder Maler höchstens zwei Bilder eingesandt; die Zahl der Bilder wurde so auf 487 beschränkt; so blieb für die Gruppen Bildhauerei, Architektur und Graphik genügend Platz übrig, selbst wenn man, wie man es nun glücklicherweise tat, nie zwei Bilder übereinander, sondern immer eines neben das andere hängte. Man gewinnt dadurch viel Muße beim Schauen; man wird nicht jeden Augenblick durch irgend einen andern Reiz gestört, den ein über oder unter dem zu betrachtenden Bilde hängender Rivale aussendet. So ist es denn möglich, in einem stillen Glückgefühl durch die Ausstellung zu wandern; man ertappt sich gelegentlich über einem bescheidenen Zunicken, einem freudigen Bejahen.

Zum ersten Male wurde der Ausstellung auch eine neue Abteilung angeschlossen. Die Flucht des Hauptsaals führt gerade in die Abteilung für dekorative und angewandte Kunst. Durch den Mittelraum, den Graphik und Reklame eingenommen haben, kommt man links an der Abteilung für Metallschmuck, rechts für Buchgewerbe vorbei nach einer langen Querhalle, welche die Abteilungen für Textilien, Holz und Keramik, und — ganz in der Ecke rechts — eine besondere Stube für die Glasmalereien einschließt. Die Ausstellung ist nur klein; sie birgt aber viel des Guten; man wird mit besonderer Freude bemerken, wie die zielbewußte Arbeit des Werkbundes die gute, feine Handwerkskunst gerufen und organisiert hat. Jedenfalls darf der S. W. B. mit innerer Befriedigung auf diese kleine Abteilung blicken.

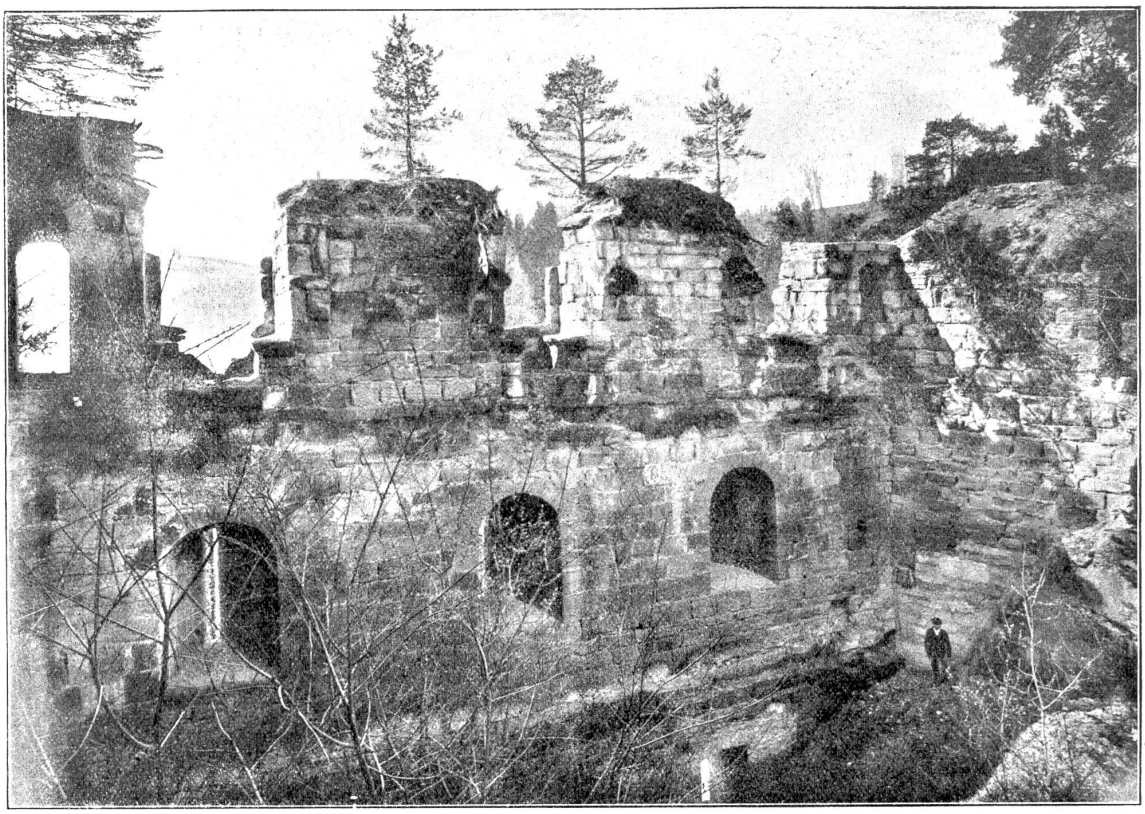
(Fortsetzung folgt.)

Die Grasburg in Sage und Geschichte.

Von Fritz Schwarz, Sekundarlehrer in Schwarzenburg.

I.

Es lebte einmal ein Ritter, der hieß Crassus und war ein gar tapferer Mann. Jedermann hatte ihn gern, denn er war immer so fröhlich, und wenn er von fremden Landen heimkehrte, in die ihn sein Kaiser oft sandte, so brachte er den Kindern schöne Muscheln oder süße Früchte mit, und wenn er auf die Jagd ging, so fing er ihnen junge Eichhörnchen oder Gimpel. Aber wenn er Bären oder Wölfe wußte, so war es ihm eine Freude, diese bösen Räuber zu



Ruine Grasburg: Die Hauptburg. — Der Palas. (Aufnahme von A. Hegwein.)

bekriegen, und wenn er auf der Spur eines Wildes war, dann vergaß er darob Essen und Trinken und Schlafen, bis er es erlegt hatte.

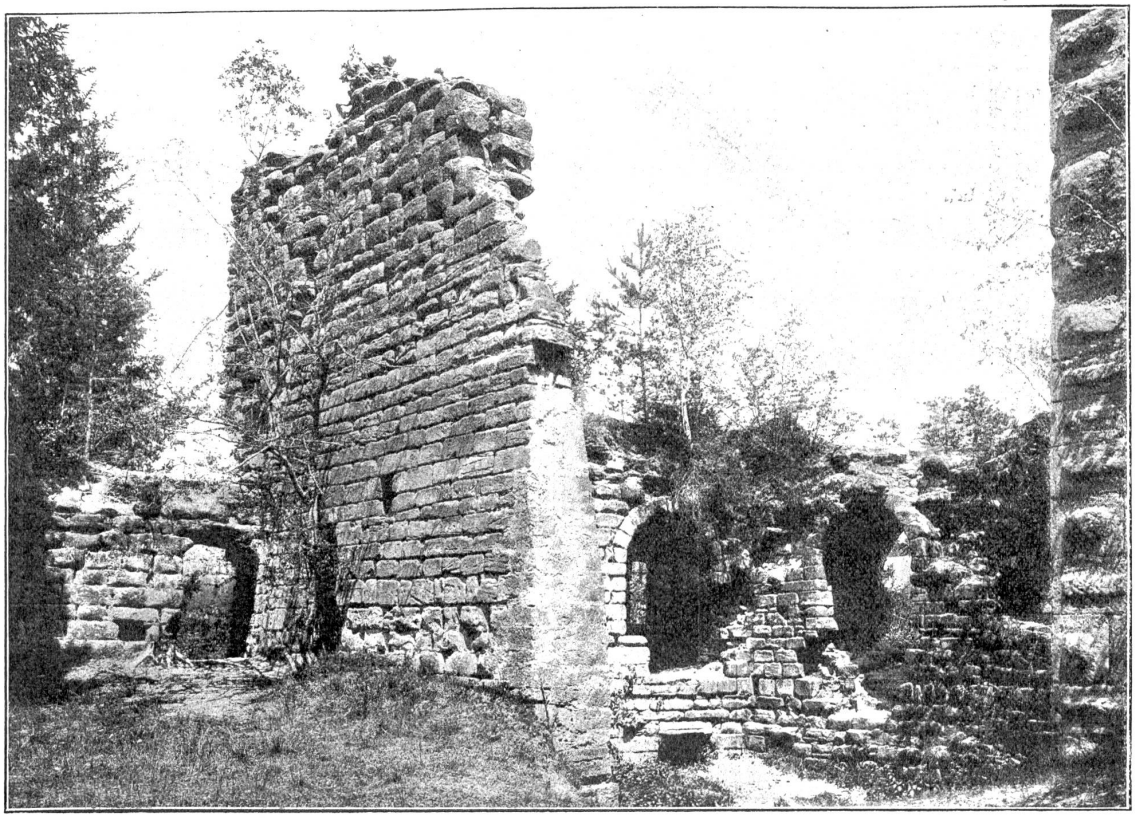
Eines Tages fand er die Fährte eines Hirsches, die ihn von da, wo heute Heitenried steht, gegen den Sodbach hinabführte. Der Wald war noch dicht und fast undurchdringlich, und wo heute die Sodbachmühle steht, wuchsen im sumpfigen Grunde Erlen und quakten die Frösche in den Tümpeln. Der Reiter lenkte sein Pferd dem Abhang nach, um dem Sumpf auszuweichen, und gewahrte bald durch das Ufergestrüpp die weißen Steine des Sensentales. Er war vorher noch nie in diese Gegend gekommen und betrachtete mit Staunen die gewaltige Spalte in der Erdoberfläche, eingeschlossen durch die düstern Sensenflühe und unten ausgeebnet durch den gelbweißen Kies des Sensengrundes, auf dem sich der Fluß seit Jahrtausenden seinen Weg sucht.

Sein geübtes Auge entdeckte im Sande der Sodbachmündung eine Menge Spuren von Hirschen und Rehen und bald bemerkte er weiter unten am jenseitigen Ufer im Grün des Thorenmätteli einen braunen Flecken, der sich rührte und in rascher Flucht sich gegen die Thorenöle hinabbewegte: der gesuchte Hirsch!

Und nun ging's in verwegenem Ritt durch das Sensenbett hinab, bald über die Steine, daß die Hufeisen Funken schlugen, bald mußte er durchs Wasser, daß es hoch aufspritzte, dann hörte man wieder nichts mehr vom Tritt des Pferdes, weil es über eine Sandbank raste. Vorbei ging's in lebensgefährlicher Jagd neben der Thorenöle, hinunter das Sensental, und heftiger jagte das kluge Tier des Ritters, weil schon ein gewaltiger Felsvorsprung von rechts her ihm die Aussicht auf das Wild zu rauben drohte. Junger Buchenwald umgab den Fuß dieser Halbinsel, eine steile Felswand strebte darüber zur Höhe und junge Tannen und Kiefern krönten seinen Gipfel. Hier konnte in den Buchwald sich der Hirsch flüchten, oder auf der gegenüberliegenden Seite im Tannendickicht einer kleinen Ebene ein Versteck finden. Vergeblich setzte das Jagdroß in einem gewaltigen Sprunge über die Sense, umsonst stand der Ritter vornübergebeugt aufrecht in den Steigbügeln und spähte nach seiner Beute: wo heute der Harrissteg über die Sense führt, hielt er, selber keuchend, sein abgehetztes Jagdroß an, er hatte die Spur des Edelhirsches verloren!

Aber der tapfere Crassus war noch nicht entmutigt. Er hoffte noch immer, vielleicht das Tier selbst, sicher aber dessen Spur wieder aufzufinden Seine scharfen Augen spähten flußabwärts, aber weder in den Flühen, noch im Steinbett des Flusses bemerkte er eine Bewegung. Er faßte das linke Ufer ins Auge, nichts regte sich im dichten Tann außer einem kühlen Wind, der dem erhitzten Mann einen leichten Schauder über den Rücken jagte. Es war doch gar so einsam hier! Kein Vogelsang ließ sich vernehmen, selbst die Sense schoß dunkel und nur unheimlich gurgelnd und glucksend dahin. Der Ritter fühlte das leichte Schaudern noch einmal, es war ihm, er sei von hinten von etwas Unheimlichem bedroht und rascher, als er sein Pferd wenden konnte, hatte er sich selber im Sattel schon gewandt, um dem Unbekannten die Stirne zu bieten. Er sah aber nichts als den Felsvorsprung, der ihm die Aussicht auf den Edelhirsch versperrt hatte; von dieser Seite nun nicht mehr durch ein breites Felsband dreigeteilt, sondern gleichmäßig von unten bis auf seinen Rücken hinauf mit Tannen und Buchen bewachsen. Eben beschien, während schon lange tiefer Schatten auf dem Sensenbett lag, die scheidende Sonne den beinahe senkrecht über den Flußlauf aufgetürmten Felskopf und — dort oben stand, wie herausfordernd auf den Jäger herabschauend, der verloren geglaubte Edelhirsch!

Vergessen war da die Müdigkeit, verdrängt das unheimliche Gefühl, das eben noch den Ritter durchfröstelt hatte. Er spornte sein Roß, durchritt das Erlengebüsch des Grundes und begann durch die Tannen und Buchen hinaufzudringen, wo heute der Weg vom Harrissteg hinaufführt. Erst schien das Jagdroß Ziel und Zweck des Aufstiegs zu begreifen, gab sich Mühe, emporzukommen und drang kühn durchs Dickicht hinauf.



Ruine Grasburg: Wohnhaus der Vorburg. (Phot. S. Rohr.)

Aber bald senkte es den Kopf, spitzte die Ohren, zog die Luft tief ein und stieß sie mit dumpfem Röchellaut wieder aus: ein sicheres Zeichen, daß Geister, daß Gespenster in der Nähe sind, die nur das Pferd sieht, aber der Mensch nicht.

Wieder sah sich Crassus um, wie vorher drunten in der Sense, woher kam der Angriff, wohin sollte er sich wenden zu seiner Verteidigung?

Doch schon kehrte sein Mut zurück; er hatte den Feind erschaut. Aus einer Höhle stierten zwei große, trübe Glotzaugen, schob sich eine gewaltige Krokodilsschnauze, fletschten ihm zwei gewaltige Zahnreihen entgegen, über die eine graurote Zunge schmutziggelben Geifer spie und — Sch—sch ff—ff ch—ch r—r — schob sich der schlangenlange Leib eines Drachens auf kurzen Eidechsenbeinen dem Ritter entgegen.

Das war unserm tapfern Crassus eben recht. Mit festem Griff packte er mit der linken beide Zügel, spornte das Roß, daß es sich hochauf bäumte, stemmte seinen Jagdspeer ein, und als sich das Pferd wieder niederließ, stieß der Ritter gleichzeitig dem Drachen den starken Jagdspieß tief in den Rachen. Und wie der Lindwurm sich wand und die ungewohnte Kost mit gewaltigem Pusten und Schnauben von sich geben wollte, war der Ritter auch schon vom Pferd gesprungen, hatte sein Schwert gezogen und dem Drachen den Kopf abgeschlagen.

Noch zuckte es im Leib des Lindwurms als Crassus schon wieder sein Pferd bestieg, um den Felsen vollends zu bezwingen. Er sah, daß er nun auf dem niedern, schmalen Zugang der Halbinsel stand, und daß das Wild selbst auf dem hohen Felskopf oben sein mußte, zum jähen Absturz über die Fluh hingedrängt.

Da sah Crassus oben in den Tannen den prächtigen Kopf des Hirsches herabschauen. Es schien ihm so seltsam, daß das Tier nicht scheu davon rannte, um sich zu retten. Er weidete sich mit Jägerfreude an dem erwünschten Anblick, ohne dabei ein weiches Gefühl zu unterdrücken, als er das Wild in seiner Gewalt sah. Er hatte seine Jagdlust am Drachen gekühlt, fast erschien ihm nun der Hirsch als ein Führer zu einer kühnen und lobenswerten Tat, als ein höheres Wesen, das auf seiner Seite gestanden war im Kampf mit dem scheußlichen Lindwurm.

Langsam nur und mit sich widerstreitenden Gedanken beschäftigt suchte Crassus den Felsen zu erklimmen. Noch war der Weg nicht, den wir heute alle kennen, und der Ritter mußte bald hier vor einer Felswand umkehren, bald da sich durch Tannendickichte winden. Da hörte er ein Knacken der Zweige, brechende Aestchen und über ein schmales Fluhband schritt ihm der gesuchte Hirsch entgegen, nicht zu verzweifelter Wehr bereit, nicht mit angsterfülltem Auge wie es der Jäger sonst zu sehen pflegt, sondern ruhig, mit dem treuen Blick eines Pferdes, das seinem Meister entgegengeht, von dem es ein Stück Zucker oder einen Bissen Brot erwartet. Diesem Blick konnte Crassus nicht widerstehen, der schon gezückte Jagdspieß, noch rot vom Blute des Drachen, sank zu Boden und als der Hirsch sich wie zum Dank für die kühne Tat des Ritters sich vor ihm niederließ, ging er hinzu und streichelte ihm seinen Hals.

Dann erhob sich der Hirsch und schien ihm andeuten zu wollen, den Felsen nun vollends zu ersteigen. Gern tat das Crassus, band sein Pferd, das ihm jetzt nur hinderlich war, an, und folgte seinem Führer.

In kurzem hatten sie die Hochfläche der Halbinsel erreicht. Hoch über dem Sensenlaufe stand er da, sah flußabwärts die gewaltige Rinne des Flußtales, sah flußaufwärts dieselbe aus einer Waldwildnis sich herschlängeln, sah über dem Wald, der kaum die Flühe verdeckte, zu beiden Seiten des Flußtales saftige Waldwiesen sich ausbreiten, sah auf diesen im Geiste Wild weiden. Und als ihn der treue Hirsch auf dem Felsrücken herumführte, war sein Entschluß gefaßt: hier wollte er, Crassus, sich eine Burg bauen und Crassusburg sollte sie heißen. So geschah es auch.

II.

Als die Römer unser Land verlassen hatten, lebte in fernen Landen ein wüster Raubritter, der alle Leute überfiel, die bei seiner Burg vorbeizogen. Die Untertanen behandelte er so schlecht, daß sie heimlich beschlossen, ihn zu töten. Aber als sie in sein Schloß eindrangen, nahm er so viel Gold und Silber mit sich als er konnte und entwich durch einen unterirdischen Gang, den sie nicht kannten. Lange irrte er umher, bis er zur Crassusburg kam, die nach dem Wegzug der Römer zerfallen war. Der Platz gefiel ihm gut und er wollte sie nun mit Hülfe des Landvolkes wieder aufbauen. Aber er war jetzt klüger und nahm sich vor, die Leute gut zu behandeln, damit sie ihn nicht auch hier wieder verjagen. Er gab ihnen für ihre Hülfe guten Lohn und wußte sie durch sein freundliches und artiges Wesen so einzunehmen, daß sie ihn alle gern bekamen. Im stillen aber ärgerte er sich furchtbar, daß er mit ihnen so freundlich reden mußte, während er sie viel lieber rauh angefahren hätte. Dann tröstete er sich, daß die Zeit kommen könne, wo er sie nicht mehr fürchten müsse.

Der Bösewicht faßte nämlich einen schrecklichen Plan. Wenn man den östlichen Teil der Halbinsel mit einer starken Mauer abschloß, so war der Zugang gesperrt. Diese Mauer begann er nun zu bauen, und damit sie haltbar werde, vermischte er den Mörtel mit Menschenblut. Er überfiel daher wieder, wie ehemals, ahnungslose Reisende und tötete sie. Ihr Blut mischte er des Nachts in den Mörtel, ohne daß die Landleute, die ihm bauen halfen, etwas davon wußten. Aber unheimlich kam's ihnen vor, wenn sie merkten, wie hart und unzerstörbar das Mauerwerk wurde. Wenn sie ein Stück unrichtig aufgesetzt hatten, so brachten sie es nicht mehr weg, sondern mußten es stehen lassen. Darum sind jetzt die alten Mauern so uneben und rauh.

Als sie so hoch waren, daß man sie von außen nicht mehr besteigen konnte, durfte sich der Raubritter in seiner wahren Natur zeigen. Wenn ihm ein Arbeiter widersprach, so schlug er ihn mit seinem Schwert zu Boden und ließ wiederum sein Blut in den Mörtel fließen. Vor Angst und Schrecken wagten es die übrigen nicht, sich dem Bösewicht zu widersetzen. So wurde der große Turm fertig gebaut. Dorthin brachte der Raubritter seine mitgebrachten Schätze.

Aber er konnte sich ihrer nicht mehr lange erfreuen. Im Schloß lebte eine Magd aus der Gegend, der ging das Los ihrer Landsleute zu Herzen. Sie begann den Landvogt zu hassen und faßte schließlich den Plan, ihn zu töten, aber sie wußte noch nicht wie. Da ging einmal ein furchtbares Gewitter über die Berge hin und die Sense schwoll an. Sie toste und donnerte so laut, daß der Zwingherr in den vordersten Turm ging und sich dort weit zum Fenster hinauslehnte, um ihrem Toben zuzusehen. Da packte ihn die Magd bei den Stiefeln und schnellte sie hinten auf, so daß er, mit dem Kopf voran, in die grausige Tiefe stürzte. Er stieß noch einen Schrei aus, dann wälzten schon die Fluten seinen Leichnam weg. Die Schätze aber blieben im Turm und wenn sie seither niemand genommen hat, so sind sie noch heute dort.

III.

Das sind die Sagen von der Gründung der Grasburg. Mehr weiß aber auch die Geschichte nicht. Wenige Jahre nach dem Aussterben der Zähringer starben auch die Ritter von Grasburg aus. Somit muß die Gründung der Grasburg spätestens in die Zähringerzeit fallen. Die Burg bildete wohl, wie Bern, Freiburg, Laupen und Gümmenen einen Stützpunkt der zähringischen Verwaltung und der Verteidigung gegen den unruhigen burgundischen Adel der Westschweiz. Eine Verbindungsstraße führte denn auch von Bern nach Köniz und Bubenberg, bei der Riedburg obenher der heutigen Schwarzwasserbrücke über das Schwarzwasser nach Steinenbrünnen und von dort über die Grasburg nach Heitenried, von wo aus Freiburg in zwei Stunden leicht zu erreichen war.

Nach dem Tode des Herzogs Berchtold V. von Zähringen im Jahr 1218 erwarben die Kyburger und als diese nach kaum einem Menschenalter (1264) auch ausstarben, bekam Rudolf von Habsburg das Schloß. Sein großer Gegner Peter von Savoyen machte es ihm lange streitig, aber ohne Erfolg.

Die Grasburg wurde damals sicher auch in diese kriegerischen Verwicklungen hineingezogen. Zweimal wurde sie verpfändet und sicher waren die Schwarzenburger über die habsburgische Herrschaft ebenso erbittert, wie fast zur gleichen Zeit die Bewohner der vier Waldstätte.

Als nun 1307 der habsburgische Kaiser Albrecht ermordet wurde, verteidigte niemand aus dem habsburgischen Hause die westschweizerischen entfernten Besitzungen, und so gelang es Amadeus V. von Savoyen, der zudem ein Schwager des neuen deutschen Kaisers war, im Jahr 1310 die Feste Grasburg als Pfand für einen Vorschuß von 2100 Lausannerpfund zu erhalten. Dazu zahlte er noch eine zweite Summe von 4000 Mark Silber an Kaiser Heinrich VII., der sie gleich als „Hochzeitsgeschenk" einer savoyischen Grafentochter gab, die damals einen Herzog Leopold von Oesterreich heiratete. Auf einem italienischen Feldzug mitten in der Lombardei, wurde der Pfandbrief ausgestellt, und weil kein deutscher Kaiser jemals durch Bezahlung der geliehenen Summe die Burg einlöste, blieb sie den Savoyern bis 1423. Sie ließen sie durch Vögte verwalten. Von diesen Vögten oder Zwingherren sind allerlei Geschichten und Sagen noch heute im Volke bekannt.

(Schluß folgt.)

Das Buckelmännchen.

Im braunen Waldhüttchen am Hang
Haust ein Buckelmännchen.
Willst du's belauschen, schlüpf' sacht
In die Jungwaldtännchen.

Lieg' an die Erde, zu spähen
Mit Aug' und Ohr.
Wenn der Abend im Fensterchen glüht,
Tritt das Männlein hervor.

Erst wittert es links hin und rechts
Wie ein Murmeltierchen,
Dann trippelt es munter umher
In seinem Revierchen,

Schließt den Hühnern das Lädelein zu,
Klopft und poppert am Haus,
Und holt zwei schneeweiße Geißlein
Aus dem Stalle heraus.

Die schnuppern die sonnige Luft
Und meckern und traben.
Gleich müssen die beiden zumal
Ein Salzleckerchen haben.

Dann denkt es der blüh'enden Geranien
Am Fensterchen auch,
Tränkt sie freundlich und setzt sich
Am Holderstrauch.

Und plötzlich hörst du ein Tönen
Wie Urweltklang.
Das ist des Buckelmännchens Lied
Und sein Abendgesang.

Dann hebt sich's gemach und blickt
Nach dem Wetter umher,
Holt lachend die Geißlein herein
Und erscheint nicht mehr.

Hans Wagner.

Nachdruck aller Beiträge verboten.